In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 88. | Posen, den 17. April 1928. | 2. Jahrg.

Die Jagd nach der Braut.

Eine Geschichte zwischen Lachen und Weinen.

Von Alfred Schirokauer.

16. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

XVII.

Auf der Bühne stand Ellinor Mall. Und sang zur Gitarre spanische Lieder.

Mit einem mühsam unterdrückten Schrei freudigsten Erschreckens federte Bob von seinem Polsterstuhle auf.

Jeremia Ronald wandte sich ihm im Halbdunkel der Loge verwundert zu.

„Was hast du?“ fragte er.

Da teilte Bobby seine Verblüffung gewissenhaft zwischen Bühne und Schwiegervater. Ja, sah der Alte denn nicht. Erkannte er seinen Flüchtling nicht wieder? War er mit Greisenblindheit geschlagen?

„Siehst du denn nicht?“ flüsterte er atemlos.

„Was?“ fragte der Baumwollpflanzer mit stumpfem Staunen.

„Das ist — das ist — doch —!“

Jeremia hob das Programm dem Lichte entgegen, das von der Bühne herüberflutete und las: „Nr. 4. Juana de Quetro, spanische Volkslieder. Was hast du bloß?!“

„Juana — de —?“

Weiter kam er nicht. Denn das Parkett unter ihm wurde unruhig, blickte wütend zu der Loge empor und rief: „Ruhe — Stille — pst! Mund halten!“

Lautlos glitt Robert auf den Stuhl zurück.

Ja, war er denn endgültig wahnsinnig geworden? Hatte er Halluzinationen? Das war doch Ellinor! Freilich sah sie anders aus. Natürlich. Geschminkt für die Wirkung des Rampenlichtes und der grellen Scheinwerfer, die von der Decke her auf sie gerichtet waren und sie mit rot-blauem Lichte übergossen. Auch das Haar trug sie anders. Nicht glatt zurückgekämmt, wie heute morgen und mittag. Es war in der Mitte gescheitelt, und an den Schläfen waren zwei „Sechser“ oder „Männerwinker“ an die Wangen geklebt. Am Hinterkopf ragte ein großer, geschnitzter Elfenbeinkamm aus den zu Locken aufschäumenden Haaren.

Das gab ihr ein etwas fremdartiges Aussehen. Auch die spanische Tracht — seidener, roter Rock und ein großer, grüner gestickter Schal um die Schultern — schuf einige Veränderung. Aber trotzdem — ein Irrtum war kaum möglich.

Das war ihre feine kluge Stirn, ihre großen flammenden Augen — ihre schlanke, schmiegsame Figur — ihre schönen festen Beine — ihr kleinen graziösen Füße. Und die Stimme! Das war ihre helle, klingende Stimme, die er aus Zehntausenden herausgehört hätte.

Und Jeremia Ronald erkannte sie nicht! Am Ende war er doch krank von Schmerz und Sehnsucht. Sah Ellinor in jedem Weibe.

Nur fern wie Muschelrauschen vernahm er das Lied. Dumpf wallte in seinem Kopfe eine Erinnerung an Worte, die Ellinor über ihren Gesang gesprochen hatte. Er hörte ihre Stimme nur wolkig gedämpft durch das Brausen des Blutes in seinen Ohren.

Er schauerte zusammen. Das Theater wallte auf. Sie hatte das erste Lied beendigt. Das Publikum tobte. Ihre Stimme hatte begeistert, die verhaltene Glut ihres Vortrages gezündet, die blutvolle Anmut ihres Körpers hatte erregt.

Sie verbeugte sich dankbar und verführerisch lächelnd. Es schien Bob, sie blickte nach seiner Loge.

Jetzt wandte Jeremia sich an ihn.

„Ich dachte — ich weiß nicht — sie ist es auch — eine Täuschung unmöglich —“

„Ja, wer soll es denn sein, zum Henker?“

„Ellinor.“

„Wer?“

„Ellinor Mall — die heute bei uns war.“

„Die Erpresserin?“

Robert nickte scheu.

Da blickte der Schwiegervater ihn eine kleine Weile stumm an.

„Du scheinst etwas ausgiebig an diese Dame zu denken, mein Sohn. Aber das ist vielleicht natürlich, da sie so eng mit deiner Braut verknüpft ist.“

Es schien Bob, als zitterte eine verbissene Ironie in seinen Worten. Doch der Alte blickte wieder interessiert auf die Bühne. Der Beifall verebbte, Juana de Quetro begann das zweite der drei Lieder, die ihr Programm bildeten.

Brook sank zurück in den Strudel seiner quälenden Gewißheit und Zweifel.

Da beugte sich Ronald zu ihm und raunte:

„So sehen in den Südstaaten neunzig von hundert Mädchen aus. Das ist das alte spanische Blut. Die da —“ er wies mit dem Kinn auf die Bühne, „und die freche Ausreißerin sind ganz alltägliche typische Erscheinungen.“

Damit lehnte er sich in den Sessel zurück und gab sich dem Genuß dieser metallischen, geschulten, sinnlich warmen Stimme hin.

Bob hatte nicht übel Lust, dreinzuschlagen. Er vergaß alle Pietät gegen Alter und hehre verwandtschaftliche Bande. Ellinor, eine „ganz alltägliche typische Erscheinung!“ Seine Ellinor, dieses originellste, einzigartigste Gebilde auf Gottes weiter Flur! Der Alte war — nun ja, er war eben alt und senil. Was verstand der von —. Hm, ob er nicht vielleicht dennoch —? Ob es am Ende doch Rasseneigentümlichkeiten —? Nein, nein, nein. Wie sie eben den Kopf leidenschaftlich aufwarf, das war Ellinor, nur Ellinor! Das hatte mit Merkmalen spanischen Blutes nicht das geringste zu schaffen. Das war individuell, das war sie, das war Ellinor!

Er beugte sich weit über die Logenbrüstung vor im Eifer seines ethnographischen Studiums. Da traf ihn ihr Blick. Erkennend, begrüßend, freudig, verwundert. Das war das Signal! Jeder Irrtum war ausgeschlossen. Rassenmerkmale, Typen — dieser lächerliche blinde Greis! Dieser alte Narr! Der Teufel hole ihn und alles Ungemach, das er mit seinem blöden Heiratsplane über ihn gebracht hatte. Ach, wenn er ihn und Florence doch nie erblickt hätte! (Er vergaß, daß er den guten

alten Jeremia Ronald zum ersten Male als fünfjähriger Knabe gesehen hatte.) Dann wäre jetzt alles gut. Dann könnte er —. Hier stoppte das Räderwerk seiner ergrimmten Gedanken schnarrend ab. Denn ihm fiel ein, daß er ohne Florence wohl niemals Ellinor kennengelernt hätte. Und dann wußte er doch nicht recht, was er eigentlich angefangen hätte, wenn sein Auge nie auf Jremia und Tochter gefallen wäre.

Er grübelte, was er jetzt wagen sollte.

„Hinter die Bühne würd' ich gehen!" entschied er nicht allzu verwegen.

„Hinter die Bühne gehen!"

Das war eine Idee! Sie wurde zur fixen. Sie ließ ihren Erzeuger nicht mehr aus ihrer bestrickenden Gewalt.

Hinter die Bühne gehen!

Aber wenn es Ellinor war — es war Ellinor — er war doch nicht geistesschwach — er litt doch Gott sei dank noch nicht an Marasmus — wenn Ellinor war, die hier unter einem Pseudonym auftrat — vielleicht war auch Juana de Queiro ihr wirklicher Name und Ellinor Mall nur ihr nom de guerre für ihren eigenartigen Nebenberuf, ihren Krieg mit der Gesellschaft und den Gesetzen — ja, wenn es Ellinor war — es war Ellinor! — eben dieser Blick war wieder ein Fanal des Einverständnisses mit ihm — wunderbare Stimme hatte sie, dieses göttergleiche Wesen — dann brauchte er ja morgen nur in das Theaterbüro zu gehen und ihre — Juanas Adresse zu erfragen. Jetzt konnte er sie ja nicht wieder aus seinem Leben verlieren. Diesen Monat trat sie ohne Frage jeden Abend hier auf. Varieté-Engagements laufen monatlich oder doch halbmonatlich. Und heute war erst der Fünfte. Er brauchte also nicht hinter die Bühne zu gehen. Nein, unbedingt nötig war es nicht.

Aber Robert Brook wollte hinter die Bühne gehen. Er wollte sie sehen und sprechen. Auch wenn es vielleicht nicht unbedingt erforderlich war, um sie nicht wieder zu verlieren. Zwischen gleich und morgen lag eine lange, dunkle, unsichere Nacht. Viele Stunden. Endlose Stunden ohne sie.

Ihm graute vor diesen leeren öden Stunden bis morgen. Ohne sie! Und dann? Was konnte bis morgen alles geschehen! Florence konnte wiederkehren. Bill Hoot arbeitete ja mit seinen Mannen. Wenn er sie fand, befreite, morgen früh im Triumph heimbrachte. Was dann? Konnte er dann gleich davonlaufen zur Alhambra und nach Juana de Queiros Adresse fragen? So etwas tat kein zartfühlender Bräutigam. Seine Gedanken schweiften ab, er lächelte zynisch.

Er dachte an den Polizeimann, der mit einer Kohorte von Spürnasen Neuyork durchschnüffelte, eine Spur von Florence zu finden. Und da in aller Oeffentlichkeit — unter den Augen der Polizei — sang Ellinor, die Seele der Bande, spanische Volkslieder. Im Grunde zum Totlachen.

Wieder klatschten sie wie besessen. Das zweite Lied mit seinem kecken Schmiß und nervigen Rhythmus war den Massen noch hitziger ins Blut gefahren, als das erste. Sie lohten. Sie fühlten in sich die Bravour, die Verwegenheit, das kühne Abenteuer dieses alt-spanischen Liebesliedes. Sie schwelgten in Bewunderung ihrer selbst, ihres Mutes und ihrer Herzensmöglichkeiten. Und jubelten ihrer ungelebten Romantik der Sinne zu in der Sängerin.

Da erhob sich Robert.

Eine wortlose Frage stand auf des alten Ronald breitem, rundem Gesicht.

„Ich gehe hinter die Bühne," erklärte Bob möglichst sachlich, „damit ich sie nach dem letzten Liede abfasse."

„Wen?"

„Ellinor."

„Mach' dich nicht lächerlich," grunzte der Schwiegervater.

„Du zweifelst noch immer?" bedauerte Bob so milde, daß kein Zweifel an seinem Mitleid mit der geistigen Unzulänglichkeit des alten Herrn blieb.

„Zweifeln? Nein."

„Du hast sie auch erkannt?"

Es klang doch wie beglückte Genugtuung über fremde Zustimmung.

„Du siehst Gespenster, mein Sohn," wehklagte der Greis.

Da ging Bobs Ungeduld mit ihm durch.

„Ob du sie erkennst oder nicht, ist mir gleichgültig," rief er ungezogen. „Ich jedenfalls erkenne sie. Und ich bin nicht gesonnen, den groben Fehler, den du begangen hast, als du sie entspringen ließest, noch zu vergrößern. Ich kenne meine Pflicht. Ich gehe dieses Mädchen stellen und fassen."

Dann schlüpfte er aus der Loge.

Jeremia blieb nichts übrig, als sich dem Rächer seines Kindes anzuschließen. Doch ein schadenfrohes Lächeln lag um seinen alten Mund, während er dem Schwiegersohne folgte.

Das würde eine lustige Szene der Irrungen geben — hinter der Bühne.

XVIII.

Bis Robert Brook sich durch die mannigfachen Bedrängnisse eines Kulissenpilgers hindurchgewunden hatte — den mokant grinsenden Schwiegervater in seinem Kielwasser —, war der Vorhang über dem letzten Beifall gesunken, der hoch und heiß aufzischte wie ein Geiser.

Im Bühnengang traf der atemlose junge Mann die Sängerin, trat ihr in den Weg, wollte sie ansprechen. Doch sie blickte ihn kalt und verwundert an, eilte an ihm vorüber und entschwand in der Richtung der Damengarderoben.

In diesem Augenblick kopfscheuer Verwirrung ereilte Ronald den hastigen Eidam.

„Na," blähte er sich, „wer hat nun recht? Oder glaubst du, deine kleine Freundin würde dich so glorios schneiden?"

Bob war wieder einmal, wie so oft im Verlaufe dieser Begebenheiten, erstarrt.

„Also — kommt," meinte Jeremia, „wir stehen hier im Wege."

Eine Schar herkulischer Gestalten drängte sich an ihnen vorüber — die drei Brüder Benett in ihren noch nie dagewesenen Leistungen am schwebenden Trapez."

„Das ist nicht möglich," flüsterte Bob.

„Was? Vernunft anzunehmen?" forschte der Alte.

Brook überhörte diese etwas spitze Bemerkung seines Verwandten.

„Es ist eine List!" rief er erleuchtet.

Jeremia, den das Abenteuer mehr als billig belustigte, lachte ungeniert heraus.

„Du hättest Kriminalist studieren sollen, mein Sohn. Du hast Talent. Eine List. Gottvoll!"

Bob blickte den frohgemuten Greis entrüstet an.

„Für einen Vater, der heute sein einziges Kind verloren hat, finde ich dich ungewöhnlich gut aufgelegt," tadelte er würdevoll. „Mir jedenfalls ist nicht so heiter zumute."

„Du hast recht," lenkte der Alte betreten ein. „Verzeih', daß ich deine Gefühle verletzt habe. Deine Verwechslung war nur so drollig. Dabei vergaß ich, daß sie nur erwachsen ist aus deinem heftigen Verlangen, Florence wiederzufinden."

Bob sah ihn unsicher an. Doch er erkannte, Ernst sprach aus dem alten Jeremia, nicht Hohn.

„Selbstverständlich," nickte er bedrückt.

„Doch nun komm," drängte Ronald milde, „jetzt hast du dich ja überzeugt."

Robert stand unschlüssig. Er hatte sich — aller Vernunft zum Trotze — durchaus noch nicht überzeugt. Eine List des Mädchens schien ihm weit einleuchtender, als diese stupende Aehnlichkeit. Und ihre erkennenden

Blicke?! Sollten auch die eine optische Täuschung gewesen sein?

Er stand ratlos.

Da trat ein Mann — offenbar der Inspizient — auf die Herren zu. „Fremden ist der Zutritt zum Bühnenraum verboten," sagte er höflich, aber sehr bestimmt.

„Wir gehen schon," entschuldigte Ronald ihr eigenmächtiges Eindringen.

(Fortsetzung folgt.)

Der zweite Geiger.

Von **Anna Elisabeth Weirauch.**

Um die Wahrheit zu sagen, so prahlte der Geiger deswegen so mit seinen Liebesabenteuern, weil er dachte, es gehörte nun einmal dazu, und er würde in der Achtung seiner Kollegen steigen, wenn er mit seinen Erzählungen nicht hinter den ihren zurückbliebe, sondern sie womöglich noch übertrumpfte. Hatte den Cellisten eine Baronin zum Tee eingeladen, so war es bei ihm eine Gräfin. Erzählte der Baßgeiger von Rosen, die man ihm aufs Podium geworfen, hatte er einen ganzen Korb bekommen und Sekt und Brillanten obendrein.

In Wirklichkeit war er eher schüchtern, ein bißchen linkisch, — was vielleicht daher kam, daß er sehr kurzsichtig war, — und eigentlich eher häßlich, als hübsch. Aber nächst seiner Geige liebte er auf der Welt nichts so, wie die Frauen, ja, vielleicht hatte er bloß deswegen Geige spielen wollen, um eine Macht über Frauenherzen zu gewinnen, um ihre Aufmerksamkeit, ihre Bewunderung zu erregen. Er hatte als Zwölfjähriger sich Märchen erträumt, von der schönen und gütigen Prinzessin, die ihn auf ihr Schloß entführen sollte, um ihn zu füttern und zu pflegen und zu hätscheln, und die keinen andern Dank begehrte, als seine Liebe und den Gesang seiner Geige. Und aus dieser Knabenzeit besaß er einen unerschöpflichen Schatz von phantastischen Erzählungen, von seltsamen Begegnungen und Aufforderungen, die er den Kollegen auftischen konnte, wenn sie mit ihren Erfolgen groß taten.

Sie glaubten ihm nicht — keiner von ihnen glaubte ihm. Aber sie reizten ihn immer mehr, zu erzählen, immer unglaublichere Abenteuer — sie begleiteten seine Erzählungen mit Ahs und Ohs und sie kniffen sich gegenseitig vor Vergnügen, oder wandten sich ab, um ihm nicht ins Gesicht zu lachen.

Eines Tages kam der Primgeiger auf eine köstliche Idee. Er tuschelte und flüsterte mit den andern, und sie schlugen sich auf die Schenkel und schrieen fast vor Lachen. Famos! Famos! Sie waren alle bereit, dem kleinen dummen zweiten Geiger einen lustigen Streich zu spielen.

Zuerst flog ein Rosenstrauß aufs Podium, und einstimmig behaupteten alle, er sei für Hans Diederich bestimmt gewesen, die Dame hätte direkt auf ihn gezielt.

Am Tage darauf kam ein duftendes Briefchen an den zweiten Geiger:

„Verzeihen Sie, wenn ich auf diese Weise es wage, mich Ihnen zu nähern. Aber so wie Sie sahen in meiner Kindheit die blondlockigen Prinzen in den Märchen aus, so wie Ihre Geige klang die Zaubergeige, nach der alle Füße tanzen mußten. Sie werden die Stadt verlassen, und ich werde Sie nie wieder sehen, nie wieder hören. Aber vorher mußte ich Ihnen einmal mein Herz ausschütten, einmal Ihnen sagen, was Sie mir gewesen sind, wie ich Sie jeden Abend bewundert habe, weil ich endlich, endlich die Erfüllung des Ideals gefunden habe, das mir seit Kindertagen vor der Seele schwebt . . ."

In diesem Stil ging es weiter, vier Seiten lang.

Der arme kleine Diederich war ganz benommen vor Seligkeit, aber er verdarb den Kollegen ein bißchen den Spaß, weil sie erwartet hatten, daß er den Brief gleich herumzeigen werde — und er schob ihn in die Brusttasche und murmelte etwas von „Geschäftsbriefen, die einen überall hin verfolgen . . ."

Aber in der Einsamkeit seines kleinen Hotelzimmers las er den Brief wieder und wieder, mit glühendem Kopf und rauschendem Blut.

Endlich ein Herz, das ihn liebte! Endlich eine Seele, die ihn zu würdigen verstand. Er prüfte die Handschrift, sie schien ihm vornehm, gütig, großzügig, — er rieb das Papier zwischen den Fingern, oh' es war gutes, teures Papier, glatt und dick, wie Elfenbein, er schnupperte an dem Parfüm . . . es war ein köstlicher Duft, süß und berauschend, sicher das Parfüm einer Brünetten . . . darum hatten es ihr auch seine blonden Locken angetan . . .

Am andern Tag mußte er immer wieder vor den Spiegel treten, um seine Tolle zu kämmen und zu bürsten. Sicher war sie im Saal . . . wenn sie ihm nur ein Zeichen geben möchte, ein winziges Zeichen!

Die andern stießen sich an und barsten fast vor unterdrückter Lustigkeit. In der Pause brachte ein Saaldiener wieder ein Briefchen. Die Unbekannte sei heute verhindert, den göttlichen Klängen zu lauschen, aber er solle ihr die Gunst einer kurzen Unterredung gewähren. Morgen nach Schluß wollte sie ihn erwarten, um einmal in Andacht die Hand zu drücken, die so köstliche Weisen hervorzaubere.

Am nächsten Abend starrte der zweite Geiger unentwegt in das Publikum. Immer liefen seine kurzsichtigen Aeuglein die Reihen durch, hingen verzweifelt an der Galerie, bemühten sich, aus dem bunten Chaos das eine, jetzt schon geliebte Gesicht herauszufinden.

In der einzigen Loge, dicht am Podium, saß eine nicht mehr ganz junge, sehr wohlbeleibte und durchaus nicht hübsche, biedere Spießbürgersfrau, mit blitzenden Brillanten behängt und einem wogenden Federhut geschmückt.

Kaum hatte der übermütige Primgeiger sie erblickt, als er beschloß, seinem lustigen Streich einen Gipfelpunkt zu geben.

Der Saaldiener mußte dem Diederich ein Zettelchen überbringen:

„Ich sitze heut Abend in der Loge — nachher werde ich mit klopfendem Herzen einige Minuten vor dem Saaleingang warten — wenn ich den Mut dazu auftreiben kann. Wenn Sie wünschen, daß ich warte, so geben Sie mir ein Zeichen."

Es war unbeschreiblich ergötzlich, wie Hans Diederich sich mühte, seiner Angebeteten ein Zeichen zu geben. Er starrte in die Loge, er verneigte sich bis auf die Erde, er fuchtelte mit dem Bogen in der Luft herum, als grüßte er mit dem Degen — dabei schwitzte er vor Aufregung, daß die blonde Tolle in Gefahr kam, ihren künstlichen Schwung zu verlieren. Es war wirklich nicht leicht, den Ernst zu bewahren, wenn man sah, wie er sich abzappelte.

Er stürzte nach der letzten Nummer aus dem Saal, kaum, daß er sich Zeit nahm, den Mantel umzuwerfen, den Hut aufzustülpen, der Schal flatterte hinter ihm her . . . sie schrien ihm nach, sie brüllten vor Vergnügen, sie fielen auf die Stühle vor Lachen.

Er wußte nicht, wie seine Angebetete aussah, aber das Violett ihres Kleides hatte sich in seine kurzsichtigen Augen eingebrannt, die Umrisse des wogenden Federhuts würde er wieder erkennen.

Das war sie, zweifellos, die eben aus dem hellen Tor auf die dunklere Straße hinaustrat. Er stürzte auf sie zu, bebend, mit trockener Kehle.

Sie prallte ein wenig zurück und sah ihn erstaunt an. War sie es nicht? Er stand schon vor ihr, den Hut in der Hand, es war zu spät, sich irgendwo zu verstecken.

„Verzeihung, meine Gnädigste," stammelte er, „haben Sie nicht eben in der Loge gesessen?"

Ja, das hatte sie. Sie faßte erschrocken nach ihren Juwelen, nach Tasche und Pelz. Sie dachte nicht anders, als daß der junge Mann ihr etwas nachbringen wollte, was sie verloren hatte.

„Dann . . . dann . . ." stotterte er glühend, „gestatten Sie mir, daß ich Ihnen danke . . . für Ihr Verständnis . . . für Ihre große Güte . . . Sie haben mich so glücklich gemacht . . . weil ich endlich den Erfolg . . . meine Kunst, meine ich . . . endlich den Beifall gefunden hat . . . nach dem man ja doch strebt und verlangt . . ."

„Oh!" sagte die wohlbeleibte Dame lächelnd? „Sie sind ja wohl einer von den jungen Künstlern? Ja, ich hab' mir beinah die Handschuh kaputt geklatscht — ich liebe Musik so außerordentlich — wirklich ganz au—ßer—ordentlich."

Sie schritten nebeneinander auf der Straße weiter. Es wäre ihm taktlos und fast herzensroh erschienen, wenn er jetzt auf ihre Briefe gepocht hätte . . . nein, diese Verlegenheit wollte er ihr ersparen — er hätte auch gar nicht gewußt, wie er davon anfangen sollte — dazu war ja später noch Zeit.

Er sprach von der Musik, und von seiner traurigen Kindheit, und von den Kollegen, zu denen er nicht recht paßte, und von seiner großen Einsamkeit. Er konnte ihr so viel erzählen und in so ungezwungen aufrichtiger Weise, weil er ja wußte, daß sie ihn verstand, auch wenn sie wenig mehr als „ach" und „oh" sagte, und manchmal lächelte, und manchmal seufzte. Aber ihre Briefe brannten ja auf seinem Herzen.

Soviel hatte er nun schon im Laternenlicht gesehen: sehr schön war sie nicht, und sehr jung auch nicht mehr. Aber es strömte eine herzliche mütterliche Güte von ihr aus, und eine warme lebensfrohe Behaglichkeit. Er fühlte sich geborgen bei ihr und dankte in seinem gerührten Herzen dem lieben Gott, der sie ihm wie durch ein Wunder gesandt hatte.

„So, hier wohne ich," sagte sie vor einem hübschen stattlichen Haus, das auf den großen Spiegelscheiben die Aufschrift trug: „Karstens Café und Conditorei". „Und wenn Sie Lust auf eine gute Tasse Mokka haben, dann fragen Sie hier nur nach Frau Karsten."

Am andern Tag konnten die lustigen Kumpane sich nicht enthalten, nach dem Ausgang des Abenteuers zu fragen. Ob er die dicke Dame wirklich angesprochen habe? Und ob sie ihm nicht eine Ohrfeige angeboten habe? Ob er ihr denn auch gleich den Zettel gezeigt habe, um sich zu rechtfertigen?

Erst staunte er nur über ihre Kenntnis. Aber dann kam alles ans Licht. Er war so zerrissen von Scham und Wut, daß er einen Mord hätte begehen können. Er beschloß, abzureisen, sich das Leben zu nehmen, nie wieder eine Frau anzusehen.

Zwanzig Stunden später hatte er sich zu dem Entschluß durchgerungen, zu Frau Karsten zu gehen, ihr von allem Mitteilung zu machen und sie um Verzeihung zu bitten, daß er sie im Verdacht einer solchen Albernheit hatte haben können.

*

Als das Orchester die Stadt verließ, mußte es sich nach einem zweiten Geiger umsehen.

Hans Diederich blieb da — als Mitinhaber der Conditorei Karsten. Er lebte in dem hübschen Haus wie in einem Märchenschloß, wurde gefüttert und gehegt und gehätschelt, und wenn er sich besonders beliebt machen wollte, ließ er sich dazu herbei, seine Geige zur Hand zu nehmen und den Gästen etwas vorzuspielen — aber nur den erlesensten!

Aus der guten alten Zeit.

Haby und Hohenzollern.

In der „Deutschen Warte" vom 3. Februar 1899 ist zu lesen: „Seit dem 18. Oktober 1892 bekleidet François Haby das Amt eines Hoffriseurs des Kaisers. Er begründete im Jahre 1880 in Berlin in der Mittelstraße 57 ein Geschäft, in welchem er die Bartfrisur zu einer Spezialität ausbildete. Bald hatte er in aristokratischen Kreisen eine zahlreiche Klientel erworben. Die adeligen Offiziere der Berliner und Potsdamer Garde-Regimenter ließen sich im fashionablen Atelier Habys den Bart stutzen, und sein Ruf drang bis zum Thron. Auf besondere Empfehlung des Grafen Hülsen-Häseler, des jetzigen Kommandeurs des Garde-Füsilier-Regimentes, wurde Haby zum Kaiser befohlen, um die von ihm erfundene Methode zur Anwendung zu bringen. Seitdem vergeht kein Tag, an welchem Herr Haby nicht seines Amtes waltet. Um 7 Uhr morgens muß der Hoffriseur im Potsdamer oder im Berliner Schlosse sein. Da der Monarch auf strenge Pünktlichkeit hält, so ist die Ehre, den deutschen Kaiser rasieren zu dürfen, mit Mühe verbunden.

Herr Haby hat den Monarchen auf allen seinen großen Reisen ins Ausland (nach Rom, St. Petersburg, nach England und Oesterreich), sowie an alle deutschen Fürstenhöfe begleitet, auch sämtliche Nordlandsfahrten und Kaisermanöver im kaiserlichen Gefolge mitgemacht. Nur auf kurzen Jagdausflügen pflegt der Kaiser seinen Bart selbst; er gebraucht hierzu das von Haby erfundene Bartwasser „Es ist erreicht" und trägt während der Nachtruhe die Schnurrbartbinde.

Bei Paradediners und sonstigen festlichen Gelegenheiten hat Herr Haby kurz vorher nochmals in Funktion zu treten, um die Frisur in Ordnung zu bringen. Nach zweijähriger Probezeit ernannte ihn Kaiser Wilhelm am Weihnachtsabend des Jahres 1894 zum Hoffriseur.

Die Tätigkeit als Hoffriseur des deutschen Kaisers hat Herrn Haby, einer sympathischen Erscheinung, mehrfache Auszeichnungen gebracht. Er erhielt das Ritterkreuz des hessischen Philipporderns, die russische goldene Verdienstmedaille, den türkischen Medschidje-Orden IV. Klasse (gelegentlich der Palästinafahrt) und das Jerusalemskreuz, welches ihm der Kaiser an seinem Geburtstag nach dem Rasieren persönlich überreichte. Auf der letzten Reise (ins gelobte Land) sind von Herrn Haby, der ein guter Amateurphotograph ist, an Bord der „Hohenzollern" eine Reihe vorzüglicher Aufnahmen gemacht worden, von denen der Kaiser eine Auzahl ausgewählt hat."

Von einem berühmten Bankdirektor.

Fürstenberg wurde immer umschwärmt von Leuten, die sich mit ihm gern öffentlich sehen lassen wollten, um auf diese Weise in der Oeffentlichkeit ihren Kredit zu erhöhen. Eines Tages geht Fürstenberg zur Börse. Das entdeckt ein kleiner Winkelbankier, der, hinter Fürstenberg herlaufend, ihn fortgesetzt beim Namen ruft. Fürstenberg reagiert nicht. Endlich setzt sich der kleine Winkelbankier in Trab und, bei Fürstenberg angekommen, sagt er atemlos: „Herr Fürstenberg, ich habe Sie schon dreimal gerufen."

„Nu ja," meint Fürstenberg seelenruhig, „entschuldigen Sie — Sie haben eben einen schlechten Ruf."

*

Es war nach der Revolution, als sich eine Abordnung der Markthelfer und Kassenboten bei Fürstenberg melden läßt. Die Deputation erklärt:

„Herr Fürstenberg, die Revolution ist gewesen, neue Zeiten sind gekommen. Wir möchten Sie bitten, uns nicht mehr Müller, Schulze, Lehmann anzureden, sondern Herr Müller, Herr Schulze, Herr Lehmann."

„Gewiß," meint Fürstenberg trocken, „wenn Sie das wünschen, so will ich das gern tun. Aber ein Unterschied muß sein. Ich verlange, daß Sie mich dann einfach Fürstenberg nennen."

Darauf blieb alles beim alten.

*

Zu Fürstenberg kommt Graf Mirbach, Oberhofmeister der Kaiserin, um sich bei Fürstenberg für dessen oft bewiesene Wohltätigkeit zu bedanken.

„Ich bin beauftragt," sagt Graf Mirbach, „Ihnen, Herr Bankdirektor, zu sagen, daß Ihre Majestät gern bereit ist, Ihnen einen Titel zu verleihen."

Fürstenberg lehnt das ab, worauf der Graf erneut drängt und meint, für Fürstenberg, den großen Wohltäter, sei jeder Titel zu haben. Fürstenberg macht ein zweifelndes Gesicht und meint schließlich, dem Drängen nachgebend: „Na, Herr Graf, für einen Titel hätte ich ja schließlich Interesse, aber den können Sie mir doch nicht geben." Graf Mirbach versichert erneut seine große Bereitwilligkeit, worauf Fürstenberg ganz trocken sagte: „Nun, Herr Graf, dann sagen Sie Ihrer Majestät, ich möchte gern Oberkonsistorialrat werden."

Der Mann, der den Hund beißt . . .

(f) London. Ueber die Frage, wie eine Zeitung gelesen werden muß, und über die, was eine Nachricht ist, tobt gegenwärtig im ganzen vereinigten Königreich ein lebhafter Streit. Angefacht wurde er durch das seltsame Testament eines Mr. Fred Hanse, seines Zeichens Großgrundbesitzer, der der Universität von Oxford 10 000 Pfund Sterling vermachte, mit dem Ersuchen, deren Zinsen jährlich dem zukommen zu lassen, der den Beweis erbringt, daß er eine Zeitung verstandesgemäß lesen könne. Man steht, ein „spleen" ist eine angelsächsische, keine amerikanische Angelegenheit. Es trat also eine besondere Prüfungskommission zusammen, der nur die mehr oder weniger dankbare Aufgabe zufällt, unter den zahllosen „Kandidaten", die sich meldeten, den einzig Würdigen auszuwählen.

Im Zusammenhang damit begann nun die erwähnte Diskussion über den Begriff der Nachricht, und was da die Blätter der englischen Hauptstadt und der Provinz berichten, mutet zum Teil recht naiv an, ist es wohl auch, wie der Angelsache überhaupt im Grunde seines Wesens eigentlich naiv ist. Allerdings hat er es mit dieser Naivität ja ziemlich weit gebracht . . .

Also die Zeitungen erteilen ihren Lesern Ratschläge, und hierbei wird häufig das Wort eines englischen Journalisten größten Formats zitiert, der da erklärte: „Wenn ein Hund einen Mann beißt, so ist das keine Nachricht. Wenn aber ein Mann einen Hund beißt, so ist dies wohl erwähnenswert." Diese Definition trifft aber nicht unbedingt zu, da das Zitat aus dem Munde des berüchtigten Northcliffe stammt, und da die Leser gewisser Blätter in England es wohl erfahren hätten, wenn der „Große Lord" selbst von einem Angehörigen der menschenfreundlichen Vierbeinerrasse gebissen worden wäre . . .

Ein Blatt der Arbeiterpartei benutzt den Streit um den Begriff der Nachricht zu folgenden Ausführungen: Man will nicht durch die Zeitungen erfahren, daß ein Eisenbahnzug die Kopfstation pünktlich verlassen und ebenso pünktlich sein Ziel erreicht hat. Wohl will man jedoch erfahren, wenn ein Zug entgleist, mit einem anderen zusammenstößt, aus diesem oder jenem Grunde seinen Bestimmungsort nicht erreicht, oder wenn der Mann, der den Zug führt, sich weigert, weiter Dienst zu tun, bis er mehr Geld erhält.

Auch der gute Wells muß herhalten. Ein Provinzblatt erklärt: Keiner wird sich besonders dafür interessieren, wenn wir berichteten: Gestern hat Herr Wells ein herzhaftes Frühstück genossen, dann bis Mittag gearbeitet und nachmittags einen kleinen Spaziergang unternommen. Wohl wird es jedoch interessieren, wenn eine Fischgräte im Halse von Mr. Wells stecken bleibt und der Doktor zu Hilfe gerufen wird, oder wenn Herr Wells beim Betreten seines Studierzimmers eine Ringelnatter auf seinem Schreibtisch findet, wenn Herr Wells von seinem Spaziergang nicht wieder zurückkehrt, oder wenn er sich gar dazu entschließt, als Unterhausmitglied zu kandidieren.

Trotz österreichisch-italienischer und ungarisch-französischer Spannung, trotz Investigation, Besetzungsstreit, ja trotz des Skandals in der Downingstreet, zerbricht man sich in England über den Mann den Kopf, der sich einfallen läßt, einen Hund zu beißen. Glückliches Großbritannien!

Aus aller Welt.

Die Buchwäscherei. Wahrheiten sind nicht immer bekömmlich, und so dürfte es vielleicht nicht ohne weiteres ratsam sein, manchen besonders reinigungsbeflissenen Hausfrauen zu verraten, daß man Bücher waschen kann. Sie könnten sich dadurch vielleicht veranlaßt fühlen, auch ihrer Hausbibliothek mit Wasser und Seife zu Leibe zu gehen, und die Folgen dürften katastrophal sein, sowohl für die Bücher, als auch für die Hausfrauen und den allgemeinen Familienfrieden. Aber unter Vorbehalt sei hier doch mitgeteilt, daß es tatsächlich Buchwäschereien gibt, und zwar in Leipzig, dem Zentrum des deutschen Buchhandels. Diese Buchwäschereien haben meist die Aufgabe, alte, wertvolle Folianten zu reinigen, und natürlich sind erfahrene Fachleute mit dieser Arbeit beschäftigt, bei der ihnen alle möglichen technischen und chemischen Hilfsmittel zu Gebote stehen.

Das größte Telephonverzeichnis der Welt. Das Telephonbuch der Stadt Neuyork enthält bereits so viele Namen, als es in ganz England, Schottland und Irland Abonnenten gibt. Das Problem der Zusammenstellung des Telephonbuches wird jährlich größer. Während noch im Jahre 1920 zwei Telephonbücher für Groß-Neuyork genügten, erhält jetzt jeder Abonnent fünf Bücher von denselben Dimensionen, wobei zu bemerken ist, daß die Buchstaben jährlich kleiner gedruckt werden. Die Neuyorker Telephon-Gesellschaft geht nun daran, die gedruckten Seiten auf photographischem Wege zu verkleinern, um auf diese Weise Papier, Material und Fracht zu ersparen. Einem jeden dieser Telephonbücher soll eine Lupe beigegeben werden.

Fröhliche Ecke.

Unmöglich. An Bord eines Seeschiffes gingen ein Engländer und ein Amerikaner eine Wette um fünf Dollar darüber ein, wer von ihnen am besten lügen könne. — „Nun," begann der Amerikaner, „in Chicago wohnte einmal ein Gentleman . . ." Der Engländer überhändigte ihm sofort eine Fünfdollarnote: „Hier bitte," sagte er, „Sie haben gewonnen!"

So geht's. „Schaffner, wo kriegt man hier ein Billett?" — „Billetts gibt's nicht mehr, bloß Fahrkarten!" — „Na, und wo gibt's die?" — „Am Billettschalter!"

Bescheiden. „Wie trinken Sie den Kaffee, Frau Müller, schwarz oder weiß?" — „Die ersten sechs Tassen schwarz, wenn ich bitten darf!"

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.